

WÖLCKS Sozio-Profil (S. 163–165) zur Erklärung des Befundes am Ende weniger beiträgt als die Aufarbeitung der politischen Geschichte der untersuchten Region (S. 167–172), weshalb die Einbeziehung von Historikern in solche interdisziplinären Projekte ratsam erscheint.

Nicht fehlen durfte natürlich ein Beitrag über die Ausbreitung von Englisch in der EU, geradezu von einem Forschungsteam (DONALD W. PECKHAM, KAROLINA KALOCSAI, EMŐKE KOVÁCS und TAMAH SHERMAN; S. 179–201), aber dennoch auf schmalster empirischer Basis (S. 182–183). Außerdem fällt der Beitrag dadurch auf, dass er trotz theoretischen Bezugs auf kritische Ansätze wie von ROBERT PHILLIPSON (englischer Imperialismus) oder BARBARA SEIDLHOFER (International English) unter anderem die (wenngleich nicht ganz abwegigen) sprachlichen Nachteile der „English native speakers“ betont (S. 193–199), aber seine „References“ gänzlich auf englischsprachige Titel beschränkt. Daran schließt ein Beitrag an von ROSAMOND MITCHELL, SILVIA DAL NEGRO und ELENA IOANNIDOU (S. 203–232) über „Multikompetenz“ als Ziel der Fremdsprachendidaktik, definiert – in etwas vereinfachter Wiedergabe – als individuelle Mehrsprachigkeit mit allen Implikationen (S. 210). Hierauf folgt eine Kritik an den fortdauernden muttersprachlichen Normen in Fremdsprachenunterricht und Kommunikationsbewertung, der „standard language ideology“, von ALESSIA COGO (S. 233–255).

Im abschließenden, vierten Hauptteil kommen die hinderlichen Seiten der Vielsprachigkeit für die Entwicklung der EU besonders deutlich zur Sprache. Es sind drei Beiträge, die allesamt tschechisch geprägt sind, sowohl was die Autoren als auch den theoretischen Ansatz betrifft: die „language management theory“, die vor allem von JIŘI NEKVAPIL und JIŘI NEUSTUPNÝ entwickelt und für die Sprachenplanung und -politik fruchtbar gemacht wurde. Ein Beitrag von VÍT DOVALIL befasst sich mit der Hinderlichkeit der Sprachenvielfalt für die regionale Mobilität (S. 259–286), ein zweiter von TAMAH SHERMAN, OLIVER ENGELHARDT und JIŘI NEKVAPIL mit multilingualen Unternehmen in Europa und ihrem oft beschwerlichen Umgang mit der Vielsprachigkeit (S. 287–310) und ein dritter, speziellerer von IVO VASILJEV und JIŘI NEKVAPIL mit den Sprachproblemen vietnamesischer Immigranten in Tschechien (S. 311–338). DOVALILS Beitrag belegt, dass die viel gerühmten „vier Freiheiten“ der EU (im Personen-, Waren-, Dienstleistungs- und Kapitalverkehr zwischen den Mitgliedstaaten) durch die Sprachenvielfalt nachhaltig beeinträchtigt sind. Von seinen detailliert dargestellten Fällen seien hier nur die Nicht-Anstellung einer Lektorin in Dublin mangels nachgewiesener Irischkenntnisse (trotz umfangreicher sonstiger Fremdsprachenkenntnisse) erwähnt (kein freier Personenverkehr) oder die empfindliche Geldstrafe für einen deutschen Lebensmittelmarkt bei Aachen, also sogar dicht an der Sprachgrenze, für die fehlende deutschsprachige Kennzeichnung einzelner Waren (kein freier Warenverkehr). Solche Probleme sind auch ohne die Sprachmanagement-Theorie plausibel genug, die allerdings zu ihrer Abmilderung beitragen könnte.

Alles in allem bietet das Buch viele Forschungsanregungen, wenn auch – wegen mangelnder Repräsentativität der Befunde und eingeschränkter Interdisziplinarität der Teilnehmer – mehr offene Fragen als Antworten. Tendenziell erweist sich die gesellschaftliche Vielsprachigkeit eher als Hemmnis denn als Katalysator der Entfaltung der EU; jedoch würde mehr individuelle Mehrsprachigkeit die Bremswirkung abmildern. Eine umfassende Begeisterung bezüglich Vielsprachigkeit vermittelt das Buch jedoch nicht. Bleibt zu hoffen, dass es immerhin dazu beiträgt, das „durable and sustainable network“ von Forschern, das noch erweiterungsbedürftig wäre, zu stützen, dessen Aufbau und Erhalt LINNEE anstrebt (S. 4). Der positive Beitrag von LINNEE, wie auch des Parallelprojekts DYLAN, zur grenzüberschreitenden wissenschaftlichen Zusammenarbeit in der EU steht indes außer Zweifel.

Duisburg-Essen

ULRICH AMMON

ALEXANDER WERTH: *Perzeptionsphonologische Grundlagen der Prosodie. Eine Analyse der mittelfränkischen Tonakzentdistinktion*. Stuttgart: Steiner 2011. 297 S. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 143). € 49,-

Das Buch von ALEXANDER WERTH – eine leicht veränderte Fassung einer 2009 an der Philipps-Universität Marburg eingereichten Dissertation – lässt sich thematisch auf zwei Weisen charakterisieren. Zum einen behandelt die Arbeit die mittelfränkischen Tonakzente, und zwar in zwei Varietäten, beziehungsweise Untersuchungsorten: Mayen (Regel A-Gebiet) und Arzbach (Regel B-Gebiet Westerwald). Zum anderen steht im Zentrum der Arbeit die Vorstellung und Validierung einer Methode, die den phonologischen Status prosodischer Phänomene auf perceptiver Grundlage bestimmen kann.

Auf eine kurze Einführung folgen zwei umfangreiche Grundlagenkapitel: zur Phonetik und Phonologie von Prosodie, sowie zum Forschungsstand zur Rheinischen Akzentuierung. Die folgenden fünf Kapitel widmen sich der eigentlichen empirischen und theoretischen Arbeit, genauer der Methode, den Ergebnissen zu Mayen und Arzbach, einer vergleichenden Analyse der Tonakzentsysteme der beiden Dialekte, sowie einer weiterführenden Diskussion und theoretischen Einordnung der Befunde.

Die Grundlagenkapitel 2 und 3, die bezüglich der Textmenge einen beträchtlichen Teil des Buches (S. 27–103) ausmachen, sollen hier weitgehend unberücksichtigt bleiben. Die Arbeit ist gründlich in der Theorie verankert, wobei sowohl Klassiker der Sprachwissenschaft zitiert werden, als auch auf moderne phonologische Ansätze, wie etwa die Autosegmentell-Metrische Phonologie oder die Optimalitätstheorie, eingegangen wird. Die Arbeit ist zudem interdisziplinär, wobei neben der Linguistik und Phonetik vor allem die Psychologie (etwa durch die Anwendung der Prototypentheorie) eine wichtige Rolle spielt.

Andererseits erscheinen die beiden Grundlagenkapitel zeitweise sogar zu ausführlich. Um nur ein Beispiel für eine unnötig lange Passage zu nennen, so wird ab Seite 93 eine unveröffentlichte Arbeit diskutiert, die von WERTH selbst als unzulänglich eingestuft, der aber trotzdem mehr als eine Seite gewidmet wird. Zudem wird auf die Arbeit auch später noch (Abb. 9, S. 96) Bezug genommen, obwohl sie schon als unsichere Quelle charakterisiert wurde.

Relevanter Hintergrund ist hier vor allem, dass der mittelfränkische Tonakzentkontrast nach aktuellem Stand der Forschung durch ein Bündel an akustischen Merkmalen – Grundfrequenz (F_0), Dauer (bzw. Länge¹), und möglicherweise Intensität – realisiert wird. Ungeklärt ist bisher jedoch, unter anderem, welche dieser Merkmale als *cues* in der Perzeption, also in der Identifikation von Tonakzentwörtern, verwendet werden und somit als phonologisch relevant anzusehen sind.

Die Ziele der Arbeit lassen sich wie folgt zusammenfassen: Es sollen, jeweils für Mayen und Arzbach, die perceptiven Einheiten ermittelt werden, auf denen Tonakzente beruhen. Darauf aufbauend sollen die phonologischen Merkmale der Tonakzente bestimmt, sowie geklärt werden, wie Prosodeme bei Tonakzenten mit Domänen (das heißt Silben oder Moren) assoziiert sind. Weiterhin soll geklärt werden, ob es aus phonologischer Sicht wirklich einen Unterschied zwischen Regel A- (Mayen) und Regel B-Dialekten (Arzbach) gibt. Neben diesen Forschungsfragen, die sich speziell auf die mittelfränkischen Tonakzente beziehen, nennt WERTH zwei weitere Fragen, die darüber hinaus Relevanz für die Prosodieforschung im Allgemeinen haben: Wie interagieren verschiedene Prosodeme, also etwa die lexikalischen Tonakzente einerseits, und Satzintonationsmuster andererseits, miteinander? Und: Kann für die Domäne More, die bisher in der Prosodieforschung eine theoretische Einheit war, ein kognitives Korrelat ermittelt werden?

WERTH argumentiert überzeugend, dass der phonologische Status von akustischen Parametern von deren perceptueller Relevanz abhängt, und somit nur durch Perzeptionsexperimente geklärt

¹ WERTH unternimmt die für diese Arbeit nötige terminologische Trennung zwischen den akustischen Größen F_0 , Dauer und Intensität einerseits und den perceptuellen Größen Tonhöhe, Länge und Lautstärke andererseits, bewusst und konsequent. Allerdings verwendet er den Term „Dauer“ für die perceptuelle und Länge für die akustische Größe; also genau entgegengesetzt zu der hier präferierten, und meines Erachtens üblicheren Verwendungsweise (vgl. auch NIEBUHR 2007).

werden kann. In den empirischen Untersuchungen geht es also zunächst darum, die perzeptuelle Relevanz – oder den *cue*-Status – derjenigen akustischen Größen zu bestimmen, die im Zusammenhang mit Tonakzenten in früheren Arbeiten diskutiert worden sind: F_0 , Dauer und Intensität. Dazu verwendet WERTH einen Analyse-durch-Resynthese Ansatz: Ausgangspunkt ist natürliches Sprachmaterial, das heißt Aufnahmen von einer Auswahl konstruierter Testsätze (Tonakzentbeispielwörter in Trägersätzen). Dabei werden verschiedene Kontexte – Positionen im Satz sowie Fokusbedingungen – berücksichtigt. Dieses Material wird dann akustisch und auditiv analysiert, woraufhin die akustischen Parameter F_0 , Dauer und Intensität mit etablierten Methoden (etwa dem PSOLA-Resyntheseverfahren) einzeln oder in Kombination je nach konkreter Teilfragestellung manipuliert werden. Auf diese Weise wurden im Laufe der Arbeit immer neue Teststimuli erstellt, die in einer Reihe von Perzeptionstests mit zwei Probandengruppen von jeweils elf Personen für Mayen und Arzbach abgefragt wurden. Das Sprachmaterial basierte auf Tonakzentminimalpaaren, und die Aufgabe der Teilnehmer bestand stets darin, den Stimulus einer von zwei möglichen Bedeutungen, zum Beispiel „Mann“ versus „Korb“, zuzuordnen.

Die verwendete Methode ist zweifelsohne angemessen. Allerdings hat man Schwierigkeiten, grundlegende innovative Aspekte an ihr zu entdecken, die WERTH offenbar sieht, wenn er seine Methode als ein „eigene[s] Untersuchungsdesign“ (S. 26) oder eine „neue empirische Möglichkeit“ (S. 265) darstellt. WERTH selbst referiert Perzeptionsstudien anderer, die sich der Möglichkeit der systematischen Manipulation von akustischen Parametern bedienen, und aus den Ergebnissen Schlussfolgerungen über phonologische Eigenschaften des jeweiligen untersuchten Phänomens machen. Die innovativen Aspekte der eigenen Arbeit hätte er dabei deutlicher herausarbeiten können. Allerdings spielt diese Frage für die Beurteilung der (insgesamt sehr guten) Qualität der Arbeit eine untergeordnete Rolle.

Insgesamt wurden zwölf Perzeptionstests durchgeführt. Die empirische Arbeit ist somit überaus umfangreich. Auch führen die darauf aufbauenden phonologischen Analysen der mittelfränkischen Tonakzente in unterschiedliche Richtungen. Die Ergebnisse können hier also nicht im Einzelnen wiedergegeben werden, sondern sollen nur exemplarisch, und mit größerem Fokus auf den Mayener Dialekt, diskutiert werden.

Als ein zentrales Ergebnis dieser Experimente findet WERTH, dass die mittelfränkischen Tonakzente (beide Untersuchungsorte) primär über tonale Merkmale identifiziert werden, und nicht, wie früher häufig angenommen, durch ein Bündel aus mehreren akustischen Parametern. Während in der Akustik zwar auch häufig Dauerunterschiede zwischen Tonakzent 1 und 2 feststellbar sind, haben diese also für die Identifikation der Tonakzente keine Relevanz. Unter anderem deshalb klassifiziert WERTH die mittelfränkischen Tonakzente phonologisch als Töne.

Diese grundlegende Schlussfolgerung kann jedoch unter Berufung auf das dazu durchgeführte Experiment zu Mayen (Perzeptionstest 4; S. 158–159) hinterfragt werden: Für dieses Experiment manipulierte WERTH in acht Testitems (vier Tonakzentwörter – zwei Minimalpaare – in verschiedenen Kontexten) die drei akustischen Parameter (F_0 , Dauer, Intensität), sowohl einzeln als auch in Kombination, und zwar derart, dass der oder die manipulierten Parameter jeweils Werte erhielten, die für die andere Tonakzentkategorie typisch sind. Diese Stimuli wurden den Probanden vorgespielt, und die Forschungsfrage war hier also, welche Parameter geändert werden müssen, damit die Umkehr des Tonakzents gelingt. Die Ergebnisse zeigen deutlich, dass eine Umkehr genau dann gelingt, wenn F_0 unter den manipulierten Parametern war (F_0 allein war also ausreichend); also nicht, wenn nur Dauer, Intensität, oder diese beiden Parameter zusammen manipuliert wurden. Daraus kann man schließen, dass F_0 eindeutig eine größere Distinktionsleistung hat als die anderen beiden Parameter. Problematisch oder jedenfalls voreilig ist jedoch WERTHS Folgerung, dass Dauer und Intensität gar nicht zur Distinktion beitragen, beziehungsweise dass „die Tonakzentidentifikation [...] ausschließlich auf Tonhöhenmerkmalen und nicht auf einem perzeptiven Komplexphänomen“ (S. 164) beruht. Um diesen Schluss sicher ziehen zu können, hätte man wohl Stimuli benötigt, in denen das F_0 -Muster ambig ist. Das Experiment kann also nicht eindeutig prüfen, ob Dauer oder Intensität in solchen Fällen, in denen F_0 keine eindeutige Information liefert, nicht doch auch zur Distinktion beitragen können. Weiter unten stellt sich

zudem heraus, dass ein sogenannter Epiton essentiell für die Identifikation von Tonakzent 1 ist – der wiederum eindeutig, von WERTH selbst, als ein Komplexphänomen charakterisiert wird.

Aus weiteren Experimenten schließt WERTH, dass abhängig vom Kontext (medial versus final im Satz) sowohl die More als auch die Silbe eine prosodische Domäne der mittelfränkischen Tonakzente sein kann. In diesem Zusammenhang schlägt WERTH eine Methode vor, mit Hilfe derer er die Position von Morengrenzen auf der Zeitachse experimentell bestimmen möchte.

Die Methode beruht auf der (aus der Literatur übernommenen) Idee, dass in Sprachen, in denen Töne mit Moren assoziiert sind, eine Tonbruchstelle – also eine Stelle, an der sich der F_0 -Verlauf grundlegend ändert, etwa von fallend zu steigend – auf die Morengrenze hinweist. Um diese Morengrenze perceptiv zu bestimmen, erstellt WERTH eine Stimulusreihe, in der ausgehend von einem Tonakzent 1-Wort im interrogativen, finalen Kontext (weil dort die Tonbruchstelle besonders ohrenfällig ist), die Tonbruchstelle (hier der Beginn eines F_0 -Anstiegs) in mehreren Schritten von jeweils 20 ms später gelegt wird. Ab einer Verschiebung von 60 ms, und deutlich nach 80 ms, wurden die Stimuli von den Probanden als Tonakzent 2 perzipiert. Diesen Umschlagzeitpunkt definiert WERTH dann als die Morengrenze.

Hervorzuheben ist, dass die so gefundene Morengrenze weder mit einer Lautgrenze noch einer Silbengrenze einhergeht. Dies wiederum wertet WERTH als weiteres „Indiz dafür [...], dass es sich hierbei um Morengrenzen handelt, bzw. allgemein die phonologischen Disktinktionsmerkmale mit Moren assoziiert sind“ (S. 166). Mit dieser Formulierung scheint WERTH die Ergebnisse des Experiments *post hoc* als Beleg für die Morenassoziation der Mayener Tonakzente werten zu wollen, wodurch WERTHS Argumentationskette etwas unklar oder gar geschwächt wird. Liegt hier ein Zirkelschluss vor? Dies ist eine mögliche Missdeutung des Experiments, die aber von WERTHS Formulierung nahegelegt wird. Denn dass es sich um eine Morenassoziation handelt, muss natürlich an erster Stelle, anhand unabhängiger Argumente, geklärt werden, bevor die Suche der Morengrenze mit Hilfe der eben referierten Stimulusreihe (Verschiebungen des F_0 -Anstiegs) überhaupt aufgenommen werden kann. Genau dies tut WERTH auch: Zunächst (S. 164) referiert er Literatur, der zu Folge in Ton- und Tonaktensprachen die More als Domäne bevorzugt wird. Da er seine oben referierten Ergebnisse (Perzeptionstest 4) so interpretiert, dass Mayener Tonakzente auf phonologischen Tönen beruhen (siehe aber die Diskussion oben), schließt er auf eine Morenpräferenz für Mayen.

Etwas unklar bleibt auch, inwiefern die Methode universell einsetzbar ist. Zwar meint WERTH, dass „[e]ine exakte Lokalisierung von Morengrenzen [...] mit der vorliegenden Methode [...] für Tonaktensprachen – vermutlich aber auch für alle anderen Typen von Sprachen, in denen Prosodie Bedeutungen unterscheidet – prinzipiell möglich“ (S. 165) sei. Jedoch scheint die Anwendbarkeit der Methode von den phonologischen Gegebenheiten der jeweiligen Sprache, sowohl die Wort- als auch Satzebene betreffend, abhängig zu sein, beziehungsweise davon, ob ein Kontext mit einer ausreichend deutlichen Tonbruchstelle zur Verfügung steht. So verwendet WERTH für Mayen Material aus dem interrogativen Kontext. Wäre die Methode auch mit Material aus dem deklarativen Kontext, oder auch auf andere Sprachen anwendbar gewesen?

WERTHS Ansatz zur Bestimmung von Morengrenzen erscheint interessant und vielversprechend, und vor allem ist das Ziel, „die prosodische Domäne More von einem ‚phonologischen Konstrukt‘ [...] in eine kognitive Größe zu überführen“, loblich. Weitere Tests und Validierungen der Methode anhand von Sprachen, deren Status als Tonsprachen mit Morenassoziation in der Literatur unbestritten ist, wären wünschenswert.

Die Analyse der Assoziation von Tönen mit Domänen ermöglicht WERTH schließlich, die phonologische Struktur der Tonakzente im Detail zu analysieren und auch die beiden Dialekte diesbezüglich zu vergleichen. So schließt WERTH aus seinen Studien, dass die Tonakzente bimoraisch sind, und dass es sich bei den Mayener Tonakzenten um einen privativen Kontrast auf der zweiten More handelt: Relevant ist also in erster Linie die Anwesenheit (für Tonakzent 2) beziehungsweise Abwesenheit (Tonakzent 1) eines Hochtons auf der zweiten More. Allerdings zeigen die Ergebnisse auch, dass die Abwesenheit des Hochtons eine spezielle phonetische und perceptuell auffällige Ausprägung hat, die wohl wesentlicher Bestandteil dessen ist, was als Rheinische Schärfung bekannt ist. Diese Ausprägung wird auch als Epiton bezeichnet und zeichnet

sich – in der Akustik – häufig unter anderem durch einen F_0 -Fall aus. Die Perzeptionstests zeigen jedoch, dass diese Fallbewegung als solche vermutlich nicht perzipierbar ist, sondern nur ein Zeichen abnehmender Tonalität und Lautstärke. Dieser Epiton ist also ein Komplexphänomen und nicht etwa ein phonologischer Tiefton. Während diese Befunde überzeugen, bereitet die Schlussfolgerung WERTHS, dass es sich bei der Mayener Distinktion um einen privativen Kontrast handelt, dennoch Schwierigkeiten, eben weil der Epiton eine phonetische Ausprägung hat (abnehmende Intensität) und nicht nur Abwesenheit eines Tons bedeutet. WERTH argumentiert, dass der Epiton eben kein phonologischer Tiefton ist (da er nicht als fallender Ton perzipiert wird), und es daher keinen äquipollenten Kontrast zwischen Hoch und Tief gibt. Aber muss ein phonologischer Ton immer durch ein perzeptuell tonales Ereignis realisiert werden? WERTH selbst gibt mit den burmesischen Tönen (S. 244) ein Gegenbeispiel. Es scheint daher ebenso möglich, die Tonakzentdistinktion von Mayen als äquipollent zu beschreiben (Epiton versus Hochton) statt als privativ (kein Ton versus Hochton).

WERTHS Analyse des Epitons ist insofern aufschlussreich, als dass er eine perzeptuelle Ähnlichkeit zwischen dem Epiton und einem Glottalverschluss, nämlich der Eindruck einer Pause, aufdeckt und so eine plausible Erklärung dafür liefert, dass Tonakzent 1 in früheren Studien fälschlicherweise auch mit einem Glottalverschluss in Verbindung gebracht wurde.

Ein weiteres wichtiges Ergebnis der Experimente zu Mayen besteht darin, dass auch die erste More zwar *cue*-Status besitzt, dieser aber als sekundär zu betrachten ist. Denn auffällige Unterschiede in der Ausprägung des F_0 -Abfalls auf der ersten More treten nur in der Fokusposition auf. Daher bezweifelt WERTH die Analyse von SCHMIDT (2002), der zufolge die erste More bei Tonakzent 1 tonemisiert ist, und schließt stattdessen, dass es sich bei dem F_0 -Gipfel auf der ersten More um einen intonatorischen Ton – also offenbar einen Fokuston – handelt.² Da dieser Fokuston – wenn vorhanden – aber unterschiedlich für Tonakzent 1 und 2 realisiert wird (im terminalen Kontext: früher steiler Fall für Tonakzent 2, später flacher Fall bei Tonakzent 1)³, dient er also als Kontrastverstärker und ebenso Indikator für die zeitlich nachgelagerte, eigentliche Tonakzentausprägung auf der zweiten More. Mit diesem Befund wird WERTH dem oben genannten Ziel bezüglich der Interaktion von intonatorischen und lexikalischen Prosodemen gerecht und leistet so zusätzlich einen relevanten Beitrag zur Intonationsforschung, die ansonsten nicht im Mittelpunkt der Arbeit steht.

Für die Arzbacher Tonakzente folgert WERTH, dass der Tonakzentkontrast auf der ersten More, statt wie in Mayen auf der zweiten, realisiert wird. Dieser Unterschied zwischen den Dialekten führt WERTH schließlich, mittels eines zusätzlichen, sehr aufschlussreichen Tests zur interdialektalen Verstehbarkeit, zu einer phonologischen Interpretation der sogenannten Regelumkehrung (Regel A/B): „Die Tonakzentregelumkehrung beruht auf einer unterschiedlichen Tonemisierung von Moren“ (S. 265).

Diese grundlegend neuen Erkenntnisse ermöglichen es WERTH in der weiterführenden Diskussion (Kapitel 8) unter anderen, eine neue Theorie zur Tonakzentgenese im Mittelfränkischen vorzuschlagen. Diese überzeugt vor allem dadurch, dass sie sich auf zwei einfache, und weit anerkannte Prinzipien stützt: 1. Der Tonakzentkontrast im Regel A-Gebiet (hier Mayen) beruht auf einer Tonemisierung ehemals intrinsischer, das heißt phonetischer und für die Phonologie redundanter, F_0 -Unterschiede (Tonakzent 2, das heißt Hochton auf zweiter More nach den aktuellen Erkenntnissen, auf Vokal vor ehemals stimmloser Silbengrenze; Tonakzent 1, das heißt F_0 -Abfall/ Intensitätsabfall [Epiton] vor ehemals stimmhafter Silbengrenze). 2. Der Tonakzentkontrast im Regel B-Gebiet (hier Arzbach) beruht auf einer Tonübernahme aus dem Regel A-Gebiet. Deshalb hier die erste, anstatt der zweiten More tonemisiert wurde, kann zwar noch nicht endgültig geklärt werden, mögliche Ursachen werden aber diskutiert und weiterführende Studien skizziert.

² Ansonsten stehen die Arbeiten von SCHMIDT, zu denen häufig referiert wird, meist im Einklang mit den aktuellen Ergebnissen.

³ Auch im interrogativen Kontext lässt sich eine Kontrastverstärkung durch den zeitlich unterschiedlichen Anstieg von F_0 , das heißt der unterschiedlichen Assoziierung eines intonatorischen Tons mit der More, in Tonakzent 1 und Tonakzent 2 feststellen.

Wenn auch, wie oben diskutiert, einige Ergebnisse meines Erachtens anders interpretiert, oder zumindest die gegebenen Interpretationen besser hätten motiviert werden können, so ist anzuerkennen, dass es WERTH mit Hilfe seiner perzeptionsphonologischen Perspektive gelingt, Klarheit in eine Reihe von offenen Fragen und auch früheren Missverständnissen bezüglich der mittelfränkischen Tonakzente zu bringen.

In der internationalen Prosodieforschung hat sich in den letzten Jahren, wenn auch bisher nur vereinzelt, abgezeichnet, dass der perzeptuellen Relevanz von akustischen Parametern für die Intonationsphonologie eine immer größere Rolle beigemessen wird (siehe vor allem die Kontrasttheorie von NIEBUHR 2007⁴ sowie den Ansatz zum Tonal Centre of Gravity von BARNES / VEILLEUX / BRUGOS / SHATTUCK-HUFNAGEL 2010). Zudem werden weiteren akustischen Parametern neben der F_0 immer mehr Aufmerksamkeit geschenkt (so ebenfalls NIEBUHR 2007; 2008 oder HELDNER 2001 zum Schwedischen Fokusakzent). Hier könnten die Anfänge für ein neues Paradigma liegen.

Die vorliegende Arbeit bildet einen weiteren Schritt in dieser vielversprechenden Entwicklung der phonologischen Prosodieforschung. Sie hat insofern Pioniercharakter, als dass sie diese neue perzeptionsphonologische Sichtweise auf einen prosodisch-phonologischen Kontrast auf der Wortebene – die mittelfränkischen Tonakzente – appliziert. Das Buch ist daher für die Prosodieforschung im Allgemeinen äußerst relevant und sollte für Deutsche Dialektforscher sowie speziell Tonakzentforscher zur Pflichtlektüre gehören.

LITERATUR

- BARNES, JONATHAN / NANETTE VEILLEUX / ALEJNA BRUGOS / STEFANIE SHATTUCK-HUFNAGEL (2010): The effect of global F_0 contour shape on the perception of tonal timing contrasts in American English intonation. In: Proceedings of Speech Prosody 2010. URL: <<http://speechprosody2010.illinois.edu/papers/100445.pdf>>.
- HELDNER, MATTIAS (2001): Focal accent – F_0 movements and beyond. Dissertation, Umeå University.
- NIEBUHR, OLIVER (2007): Perzeption und kognitive Verarbeitung der Sprechmelodie. Theoretische Grundlagen und empirische Untersuchungen. Berlin/New York: De Gruyter (Language, Context, and Cognition. 7).
- NIEBUHR, OLIVER (2008): Coding of intonational meanings beyond F_0 : Evidence from utterance-final /t/ aspiration in German. In: Journal of the Acoustic Society of America 142/2, 1252–1263.
- SCHMIDT, JÜRGEN ERICH (2002): Die sprachhistorische Genese der mittelfränkischen Tonakzente. In: AUER, PETER / PETER GILLES / HELMUT SPIEKERMANN (Hg.): Silbenschnitt und Tonakzente. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten. 463), 201–235.

Lund

GILBERT AMBRAZAITIS

⁴ Auch zitiert von WERTH.